

# Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**

No. 7. 1896.

## Böse Zungen.

Roman von Heinrich Vogel.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

An der Treppe vertrat Euler der schweigsame Johann den Weg. Dieser deutete mit dem Finger auf den als Komptoir und Portierloge benutzten Raum, indem er an den Gast einige Worte richtete, von denen jedoch nur das Wort „Fremdenbuch“ deutlich zu verstehen war. Euler blätterte einige Augenblicke in dem dargereichten Buche, dann schrieb er mit einer gewissen Umständlichkeit die Worte hin: „Andreas Euler, Privatier.“

„Privatier,“ wiederholte Johann langsam, der dem Gaste über die Schulter zufah.

„Jawohl, mein Lieber,“ versetzte Euler, „was wünschen Sie denn, daß ich sein soll? Kann ich Ihnen vielleicht dienen?“

„O nichts, ich meinte nur.“

„Was meinten Sie?“ „Herr v. Euler wären Jurist.“

„War ich auch schon einmal, Verehrtester! — Sind Sie jetzt wohl befriedigt?“

Statt aller Antwort klappte der Kellner das Buch zu. Mit einem Bückling öffnete er dem zum Ausgange schreitenden Gaste die Thüre.

„Der Herr Staatsanwalt wohnt in der Kirchengasse. Hinter dem Dome links,“ sagte er.

Euler mußte lächeln: „Danke, danke; sind sehr aufmerksam.“

Euler schlenderte gemächlichen Schrittes über den Marktplatz. Die Architektur der alten Giebelhäuser schien ihn zu interessieren. Man hätte ihn für einen Bauverständi-

gen halten können, so eingehend beobachtete er alle Einzelheiten. — Bei der Buchhandlung bog er um die Ecke in die Domstraße ein, wo jene mit dem etwas vorspringenden Hause des alten Nuttner einen kleinen Winkel bildete, welcher zur Anbringung von Plakaten und Anzeigen benutzt wurde.

Langsam schritt er dann weiter, das alte Haus mit aufmerksamem Blicke streifend. „Hm,“

dachte er, „liegt recht exponirt. Sehr gefährlich, hineinzugehen, wenn man nicht gesehen werden will.“

Weiter schienen ihm die Baulichkeiten der Domstraße nicht mehr beachtenswerth zu sein. Er wandte seinen Schritt und nahm seinen Weg um die Domkirche herum.

Die Kirchengasse war nach den Angaben Johann's leicht gefunden. Wenige Minuten später stand Euler vor dem Hause des Staatsanwalts und zog die Glocke.

Die Magd, welche ihm öffnete, hatte augenscheinlich die nöthige Wei-  
 führung schon erhalten. Sie führte den Fremden, kaum daß dieser seinen Namen genannt hatte, ohne Weiteres in das Studirzimmer ihres Herrn.

Hier nahm Euler sofort in dem großen Lehnstuhle vor dem Schreibtische Platz, um sich in die bereit liegenden Akten zu vertiefen. Das Aktenbündel begann mit dem „Protokoll des gerichtlichen Augenscheins und Zeichenbefundes, aufgenommen zu Burgheim den 26. Mai 18.“

Die in diesem Schriftstücke mitgetheilten thatsächlichen Erhebungen waren Euler durch die Tischgespräche im „Hirsch“ und die Mittheilungen Deterinal's bekannt.

Neu war ihm nur, daß der Hund des Verstorbenen nicht, wie das Stadtgespräch ging, mit blutiger Schnauze neben seinem Herrn gestanden hatte, als der Nachtwächter den Mord entdeckte. Der Hund war vielmehr in der großen Küche eingesperrt gewesen, welche an das von dem Verstorbenen benutzte Schlafzimmer stieß. Die zwei-





sehen beiden Räumen befindliche Thür war einfach eingeklinkt und von dem Nachtwächter geöffnet worden, worauf Nero auf den Todten zugesprungen war, dessen Wunde er mit lautem Winseln geleckt hatte.

Die Wunde, sagte der Befund, sei durch ein kantiges Instrument dem alten Herrn beigebracht worden. Sie befand sich etwas höher als das Auge in der rechten Schläfe. Der Schädel war an dieser Stelle zertrümmert, die Verletzung absolut tödtlich. Ferner fand sich am Hinterkopfe eine Blutunterlaufung in der Größe eines Guldenstückes und eine etwa zwei Centimeter lange Riszwunde in der Kopfhaut vor. Ebenso zeigte die rechte Hand der Leiche eine kleine Hautabschürfung. Diese Hand war krampfhaft geschlossen. Die Linke dagegen war weit offen, und der Arm wie zur Abwehr ausgestreckt. Der alte Tuchrock, den der Verstorbene getragen hatte, war auf der linken Schulter zerrissen.

Daß etwas geraubt sei, konnte zunächst nicht festgestellt werden. Die Schlüssel des Alten fanden sich in der einen Tasche seiner Beinkleider vor. Ein schwerer eiserner Geldkasten in Form einer Truhe, der unmittelbar neben dem Bette mit großen Schrauben am Fußboden befestigt war, stand offen. Der aufgeklappte schwere Deckel wurde durch eine in dem Bett-pfosten angebrachte Klammer festgehalten. Dieser Kasten schien unberührt zu sein. Er war angefüllt mit Werthpapieren, zwei Beuteln mit barem Gelde und einigen Geschäftsbüchern. Auf dem Tische an der Wand lag eine alte Brief-tasche. Auch diese war ihres Inhalts nicht be-raubt, wenigstens befanden sich eine größere Anzahl Banknoten, Schuldschreibungen und Wechsel darin.

Die aus dem Zimmer auf den Hausgang führende Thür sowie das Hausthor waren un-verschlossen gewesen. Augenscheinlich hatte der Mörder auf diesem Wege das Haus verlassen. Seit der That mußten zur Zeit der Auffindung des Ermordeten schon etwa zehn bis zwölf Stunden verflossen sein, denn die Todtenstarre und sonstige Zeichen ließen mit Bestimmtheit darauf schließen.

Das war der Inhalt der tatsächlichen Fest-stellungen, die das Protokoll der gerichtlichen Kommission enthielt.

Euler hatte es mit größter Aufmerksamkeit studirt und häufig die angeführten Daten mit dem beiliegenden Plane des Hauses verglichen, der, wenn auch kein mathematisch genaues, doch im Allgemeinen richtiges und anschauliches Bild der Lage der einzelnen Räume zu einander ge-währte.

Der Geheimpolizist machte einige Notizen in sein Taschenbuch und war eben dabei, eine flüch-tige Kopie des Situationsplanes zu entwerfen, da öffnete sich die Thür, und der Staatsanwalt betrat mit einem freundlichen „Guten Morgen!“ das Zimmer.

Euler erwiderte den Gruß, wobei er noch um kurze Zeit ersuchte, da er noch nicht ganz fertig sei.

Die folgenden Blätter enthielten die Aus-sagen des Nachtwächters, der den Mord ent-deckt hatte, dann die Vernehmung der alten Aufwärterin des Verstorbenen, die jedoch nur immer in den Vormittagsstunden das Haus be-treten hatte. Hierauf folgte der Obduktions-befund aus dem Krankenhause, wohin der Leich-nam geschafft worden war; ferner eine Mit-theilung der Polizeibehörde über die Abreise Hellmer's, sowie eine Reihe eigenhändiger Auf-zeichnungen des Staatsanwalts.

Nur der Obduktionsbefund bot Euler noch etwas Neues, nämlich die Angabe, daß sich in der Hand des Todten ein Stückchen Papier be-funden habe, das von einem Briefe oder der-gleichen herrührte. Das betreffende Stückchen lag in einem Umschlag den Akten bei.

Dieses Stückchen Papier wurde von Euler einer eingehenden Prüfung unterzogen. Es war gänzlich unbeschrieben und mochte für gewöhn-liche Augen kaum etwas Bemerkenswerthes bieten.

Indeß der Detektive schien mit dem Er-gebniß seiner Forschungen zufrieden zu sein. Er machte sich noch eine Notiz, legte das Stückchen Papier, das nicht größer war als der vierte Theil eines Guldenstückes, sorgfältig in das Couvert zurück, dann schloß er das Aktenstück.

„Wenn Sie fertig sind, Euler, lasse ich das Frühstück bringen.“ sagte jetzt der Staatsanwalt.

„Wäre ganz passend.“ erwiderte Euler, „bin gänzlich informiert.“

Deterinat drückte auf die Tischglocke, worauf Auguste, das Dienstmädchen, erschien mit der Frage, wo sie zum Frühstück auftragen solle.

„Bringen Sie den Kaffee nur hier herein. Meine Schwester ist gewiß noch nicht aufge-standen und wird uns daher keine Gesellschaft leisten.“

„Das Eine wie das Andere, meine Herren!“ rief jetzt in der Thüre Irma's helle Stimme. „Die Schwester ist aufgestanden und wird Ihnen Gesellschaft leisten. Wie kannst Du mich so verleumden, Karl? — Auguste, im Speisezimmer wird gefrühstückt! So, und nun wünsche ich allerseits guten Morgen.“

„Das ist Herr Euler, Irma, von dem ich Dir gestern erzählte. — Lieber Euler, meine Schwester und Haustyrannin, wie Sie soeben zu hören Gelegenheit hatten,“ sagte Deterinat vorstellend.

Der Beamte hatte sich erhoben und blickte mit Theilnahme in das frische Gesicht des lieb-lichen Mädchens, dessen Augen mit fast ängst-licher Neugierde auf ihm ruhten. Aber nur einen Augenblick, dann öffnete Irma die Thür und bat die Herren, ihr zu folgen.

„Hier ist es doch gemüthlicher,“ meinte sie, als sie sich an dem mit allem Komfort ver-seheneu Frühstückstische niederließen. „In Deiner Studirstube, Karl, findet man ja nicht einmal Platz für die Kaffeetassen. Alles liegt voll Akten und Büchern. Herr Euler, wie trinken Sie den Kaffee, schwarz oder weiß?“

„So etwas dunkle Mittelstraße, wenn ich bitten darf, Fräulein.“

Mit vieler Anmuth besorgte das junge Mädchen das Amt der Hausfrau. Der Bruder folgte ihren Bewegungen mit dem Ausdrücke des freudigen Stolzes über die schöne Schwester.

„Wie kommt es, Irma, daß wir heute die Ehre haben, Dich so früh zu treffen? Gewöhn-lich kommst Du doch erst später. Herr Euler darf sich wirklich etwas einbilden.“

„Nun, ich gestehe offen, abgesehen von meinen hausmütterlichen Pflichten hat mich auch etwas Neugierde so früh herausgetrieben. Man möchte doch gern etwas Näheres erfahren. Hell-mer ist ja jetzt wieder da.“

„So,“ erwiderte der Staatsanwalt, seine Schwester scharf anblickend, „und darf ich fragen, woher Du das weißt?“

„Ich habe gestern Abend Anna Berthold, seine Braut, besucht. Auf dem Rückwege trafen wir ihn.“

„Wir?“ fragte Deterinat.

„Freilich, ihr Bruder, der Lieutenant, hat mich auf dem Heimwege begleitet. Da hat sich Hellmer, der zu seiner Braut gehen wollte, uns angeschlossen.“

„Und Du bist mit Hellmer gesehen worden?“

„Das weiß ich nicht. Was läge auch daran?“

„Aber, Irma! Bedenke doch meine Stellung! Ich möchte Dich bitten, etwas vorsichtiger zu sein.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte das Mädchen, „wenn er etwas gethan hat, warum zieht man ihn nicht zur Rechenschaft? Das Geschwätz böser Zungen kann mich doch nicht abhalten, mit dem

Bräutigam meiner Freundin, der nebenbei ein alter Bekannter ist, einige Schritte zu gehen! Hätte ich etwa sagen sollen: „Empfehlen Sie sich schleunigst, Herr Mörder?“

Euler hatte dem Streit des Geschwisterpaares mit heimlichem Lächeln zugehört. Jetzt wandte er sich an Deterinat: „Sie werden sich wohl bescheiden müssen, Herr Staatsanwalt. Frauen folgen in solchen Dingen stets dem Gefühle und einem gewissen Instinkte, der oftmals das Rechte trifft.“

„O, ich danke für das Kompliment,“ lachte Irma, „aber wir Frauen treffen immer das Rechte, nicht nur oftmals.“

Da trat Auguste in's Zimmer. Sie über-gab dem Staatsanwalt einen Zettel. „Polizei-diener Lichtmann ist draußen,“ meldete sie dabei.

Deterinat warf einen Blick auf das Papier. „Es ist gut, er kann wieder gehen! — Sehen Sie,“ fuhr er fort, als die Thüre sich geschlossen hatte, „das ist doch sehr verdächtig. Die Polizei meldet, daß Hellmer diese Nacht nicht in seiner Wohnung zugebracht hat. Wo er übernachtet hat, konnte nicht ermittelt werden.“

„Nun, das ist wohl ziemlich klar,“ bemerkte Euler, „er wird bei seinem zukünftigen Schwager in der Kaserne geblieben sein. Beide hatten sich natürlich viel zu erzählen. Da ist es spät ge-worden und der Lieutenant hat ihn bei sich be-herbergt. Das Fräulein hat uns ja mitgetheilt, wie sich die beiden Schwäger getroffen haben. In einigen Stunden ist er gewiß wieder in seiner Wohnung.“

„Das Erste mag sein. Ob Ihre zweite An-nahme zutrifft, muß sich noch zeigen. Uebrigens, Irma,“ wandte sich der Staatsanwalt an seine Schwester, „was hier jetzt gesprochen wird, ist Amtsgeheimniß.“

„O, ich gehe schon, Karl! Leben Sie wohl, Herr Euler. Ich will nicht weiter stören.“

Irma reichte dem Bruder die Hand, nickte Euler freundlich zu, dann war sie verschwunden.

„Prächtiges Mädchen! Wird Ihnen wohl nicht mehr lange im Hause bleiben,“ begann jetzt der angebliche Privatier.

„Das hat wohl noch etwas Zeit. Irma ist erst achtzehn Jahre alt. — Indeß um auf unseren Fall zu kommen: haben Sie in den Akten etwas gefunden, was Ihnen noch nicht bekannt war?“

„Bis auf einige Nebenumstände nichts.“

„Und sind Sie in der Sache anderer Mei-nung geworden?“

„In Bezug auf den Maler Hellmer, nein!“

„Trotzdem er sich heute Nacht versteckt hat?“

„Versteckt? Das wissen wir nicht. Aber selbst dann.“

„Was meinen Sie, daß zunächst geschehen soll?“

„Lassen Sie Hellmer verhaften.“

Deterinat warf einen überraschten Blick auf sein Gegenüber.

„Verhaften? Ich verstehe Sie nicht.“

„Habe so meine Absicht dabei. Freilich, für den Betroffenen und seine Leute etwas un-angenehm. Muß aber gut behandelt werden. Ist der Thäter ein Anderer, dann wird er da-durch sicher gemacht. Hat dagegen Hellmer selbst die Unthat verübt, so schadet unsere Maßregel ja erst recht nicht. Aber zuerst nehmen Sie einen neuen Lokalausganschein vor mit Hinzuziehung des Nachtwächters und Lichtmann's. Recht öffentlich, damit die Leute es merken. Werde mich dann wie zufällig einfinden. So gegen zehn Uhr. Möchte mich vorher noch etwas in Burghelm umsehen. Treffe vielleicht den Maler. Die Vorladung könnte um elf in seine Woh-nung geschickt werden. Im Amt wird er dann verhaftet.“

Euler schien von dieser langen Rede etwas erschöpft zu sein. Er legte sich in den Sessel zurück und schloß einen Moment die Augen. „Ja,“ sagte er dann, „so ist es am besten.“



Werden Sie die Güte haben, das anzuordnen, Herr Staatsanwalt?"

"Es soll genau so gemacht werden, wie Sie angeben," erwiderte dieser.

"Nun, dann gehe ich. Also bis so um zehn Uhr. Adieu."

Damit erhob sich Euler und verließ mit einem harmlos freundlichen Lächeln das Zimmer.

Draußen fand er Irma anscheinend eifrig damit beschäftigt, die Blumen zu begießen, welche, auf zwei Tischen gruppiert, den geräumigen Hausflur schmückten.

Als der Detektiv näher kam, wandte sie den Kopf und fragte: "Nun?"

"Nun," sagte Euler blinzeln, "die Polizei möchte wissen, ob eine gewisse Dame heute wieder den gewissen Herrn Lieutenant treffen wird; ich meine vielmehr dessen Schwester?"

Irma erröthete. Dann erwiderte sie kurz: "Amtsgeheimniß."

"Schade. Ich hätte eine kleine Mittheilung zu machen gehabt."

"Das heißt," sagte das Mädchen jetzt schnell, "vielleicht komme ich heute noch zufällig in die Mühlgasse."

"Kann auch zufällig sein," schmunzelte der Beamte. "Also, damit Sie es wissen, wenn Sie Vormittags zufällig dahin gehen sollten... aber," sagte er, sich unterbrechend, "Sie können doch reinen Mund halten? Geben Sie mir Ihre Hand darauf. — Schön! — Also, bereiten Sie Ihre Freundin darauf vor, daß es nur zur rascheren Aufklärung dienen soll, wenn Herr Hellmer heute vom Gericht zurückgehalten wird."

"Das heißt: Hellmer soll verhaftet werden!" rief Irma entrüstet. "Und das ist Ihre ganze Weisheit?"

"Können es auch so nennen. Läßt sich leider nicht vermeiden, wenn der Thäter nicht entwischen soll."

"Aber der Maler ist's gewiß nicht, ich schwöre darauf. Wie blind doch die Männer sind!"

Der Detektiv neigte seinen Mund dicht an das Ohr des Mädchens, einige Worte ihr zuflüsternd. "Aber nochmals, reinen Mund gegen Jedermann."

Irma warf ihm einen dankbaren Blick zu. "Sie sind ein warmherziger Mann, Herr Euler. Vielen Dank! Viel zu gut für Ihren Beruf."

"Das ist die Lichtseite unseres Berufes, Fräulein. Und nun adieu."

# 8.

Emil Mautner fühlte sich unwohl. Ein heftiger nervöser Kopfschmerz hatte ihn aus dem Komptoir in die Privatwohnung der Familie getrieben, die sich über den im Erdgeschoß befindlichen Geschäftsräumen des Bankhauses befand. Der junge Mautner hatte einige elegant eingerichtete Räume im zweiten Stockwerk inne.

Finster und apathisch lag er auf der Chaiselongue; er sah abgespannt und müde aus. Die sonst so unruhig umherirrenden Augen waren halb geschlossen. Die Schatten unter ihnen gaben Zeugniß von den Aufregungen der letzten Nächte.

Bisweilen fuhr seine wohlgepflegte schmale Hand über die bleiche Stirn, gleichsam als suche er einen Gedanken, der sich zudringlich immer wieder hervordrängte, wegzumischen. Aber es schien vergeblich zu sein. Das Bild, welches seinen Geist beschäftigte, wollte nicht weichen.

Jetzt versuchte er zu schlummern, jedoch auch das wollte nicht gelingen. Sein Blut hämmerte zu mächtig in den Schläfen, als daß er die ersehnte Ruhe hätte finden können. So oft auch seine Gedanken anfangen, sich zu verwischen und zu Traumbildern zu gestalten, immer wieder drängte der eine Gedanke, der ihn beschäftigte, sich aus dem Traumnebel hervor, mit unerschütterlicher Klarheit das versinkende Bewußtsein erhellend und auf's Neue belebend.

Dazu kam eine gewisse körperliche Uebermüdung. War er doch in der letzten Zeit stets erst bei Tagesgrauen in's Bett gekommen, nachdem er jedesmal überreichlich getrunken hatte, besonders an jenem verhängnißvollen Spielabend im Kasino.

Die Bilder dieser letzten Nächte zogen an seinem Geiste vorüber. Unwillkürlich beschlich ihn ein Gefühl der Reue. Warum hatte er seiner unglückseligen Spielsucht keinen Widerstand entgegengesetzt? Die früheren großen Verluste hätten ihn doch vorsichtiger machen sollen! Wenn es nur ungeschehen zu machen wäre, so wollte er gewiß nicht wieder spielen! Warum mußte er auch Edelsberg reizen, als er bereits das verlorene Geld wieder vor sich liegen hatte. Jetzt war nicht nur dieses, sondern auch die ganze Summe verloren, die er sich vorher verschafft hatte, um wieder spielen zu können.

Er schauerte zusammen. Der Mann, der ihm das Geld geliehen hatte, war todt, erschlagen!

Das war ja für ihn günstig. Niemand wußte um seinen Verkehr mit Jenem, Niemand konnte es erfahren.

Er lächelte fast höhnisch und griff mechanisch an seine Brieftasche — da fiel ihm etwas ein. Er sprang auf, zog aus der Brieftasche ein schmales, längliches Papier, welches er an der angezündeten Kerze sorgfältig verbrannte. Dann schritt er, in tiefes Sinnen versunken, im Zimmer auf und ab. An der Thüre blieb er stehen. Mit großen, starren Augen blickte er auf das elegante Nickelschloß, wie geistesabwesend. Der blinkende Griff fesselte seine Augen, sie mit fast hypnotischer Wirkung anziehend.

Da klopfte es plötzlich. Mautner wurde leichenblaß. Er zitterte am ganzen Körper. Ein jäher Schreck erfaßte seine Glieder, ihn unvorbereitet aus seinem traumartigen Zustande aufscheuend.

So fand ihn der gutgelaunte Redakteur des "Postboten", der eingetreten war, ohne ein "Herein" abzuwarten. Vermundert blickte dieser seinen theuren Freund an, da er ihn in solcher Verfassung bemerkte.

Mautner suchte seiner Verwirrung Herr zu werden, indem er sie durch ein allerdings ziemlich gekünsteltes Lächeln maskirte.

"Sie hätten mich beinahe umgeworfen, Hechler!" versuchte er dann zu scherzen.

"So?" erwiderte der Angekommene. "Erwarteten oder befürchteten Sie einen Besuch, daß Sie hinter der Thür standen und den Lauscher machten? Ich hörte, Sie wären krank, und dachte Sie im Bette zu finden. Als guter Freund und barmherziger Christ wollte ich Ihnen einen Krankenbesuch machen. Uebrigens sehen Sie wirklich nicht gut aus, Emil! Sie trinken zu viel."

"Wenn Sie hierher gekommen sind, um mir eine Moralpredigt zu halten, so würde mir Ihr menschenfreundlicher Besuch zu einer anderen Zeit mehr gelegen sein," versetzte Mautner gereizt. "Und warum klopfen Sie eigentlich an, wenn Sie nicht warten, bis man 'Herein!' ruft?"

"Was soll ich denn machen, wenn Sie nicht rufen?" erwiderte Hechler, eine beleidigte Miene annehmend. "Ich hätte nicht gedacht, daß ein Besuch von mir Sie unangenehm überraschen könne."

"Seien Sie so gut und hören Sie mir mit diesen Nörgeleien auf! Ich habe keine Lust, zu streiten. Ich bin nicht wohl. Aber da Sie einmal hier sind, so setzen Sie sich, bitte, und sagen Sie mir, womit ich dienen kann."

"Sie sind heute merkwürdig kurz angebunden, Emil! Da will ich lieber nicht länger stören. Also leben Sie wohl; gute Besserung! Verzeihen Sie meinen Ueberfall."

Hechler wandte sich zum Gehen. Mautner, einsehend, daß er zu weit gegangen sei, lenkte

ein: "Aber so seien Sie doch kein Narr, Hechler! Ich habe Kopfschmerzen und bin sehr nervös. Begreifen Sie das nicht? So nehmen Sie doch Platz."

Der Redakteur des "Postboten" ließ sich erweichen. Er stellte seinen glänzenden Cylinder sorgfältig auf den Tisch nieder, rückte sich einen Sessel zurecht und legte sich behaglich in die weichen Polster. Dann nahm er aus einem messingbeschlagenen Eichenholzkasten eine Cigarre, die er an der noch brennenden Kerze anzündete.

"Sie hatten wohl vorhin ein kleines Autodafé veranstaltet? Gewiß eine Serie Liebesbriefe älterer Emission? Es riecht noch etwas brenzlich bei Ihnen," sprach Hechler dann. "Nun, ich will Sie nicht ausfragen. Ihre Herzensgeheimnisse interessieren mich nicht so sehr," setzte er hinzu, da Mautner die Antwort schuldig blieb. "Aber haben Sie gehört, daß die ganze Stadt sich heute an dem Begräbnisse betheiligen will?"

"An welchem Begräbniß?"

"Das ist doch selbstverständlich: der alte Nuttner wird heute Nachmittag begraben."

"Ach! Lassen Sie doch die Geschichte einmal ruhen! Seit zwei Tagen hört man von nichts Anderem reden, als nur von dem alten Bucherer."

"Sie haben Recht," erwiderte der Redakteur, "es wird schon langweilig. Aber Sie werden noch lange davon hören müssen."

"Ich? Warum denn?"

"Nun, ich meinte, diese Affaire wird überhaupt nicht so bald von der Tagesordnung verschwinden. Was Sie betrifft, so sind Sie ja außerdem noch einer der Hauptbelastungszeugen."

"Was geht mich die ganze Geschichte an? Ich weiß nicht mehr davon, als ein Anderer, und will auch nicht mehr davon wissen."

"Das hängt wohl nicht so ganz von Ihnen ab. Da Sie bekanntlich etwas wissen, so wird das Gericht Sie bestimmt darnach fragen."

Mautner fuhr auf. "Sie haben eine seltene Manier, einen Menschen, der krank ist, ungenehm zu unterhalten! Warum soll ich denn mehr wissen, als Sie oder sonst irgend Einer?"

"Sie haben ja selbst im 'Hirsch' erzählt, daß Sie der Hellmer beinahe niedergerannt hätte, als er mit blutigen Händen aus dem Hause stürzte!"

"Sie sind ein Narr, Hechler! Ich habe den Maler an jenem Abend überhaupt nicht gesehen. Ich erwähnte nur, die Frau Hollenbrock, die mit ihrer Tochter durch die Domstraße kam, habe ihn getroffen."

"Sie haben es aber doch erzählt. Es steht auch morgen schon im 'Postboten'," versetzte Hechler bestimmt.

Mautner griff sich an die Stirn. Die Schmerzen dort wurden immer heftiger. Wenn Hechler nur gehen möchte, war sein Wunsch. Das Geschwätz des Redakteurs begann ihm unerträglich zu werden.

"Sie sind rein närrisch!" rief er nun, aufgehend. "Mein Name muß sofort gestrichen werden. Ich will mit der Sache nichts zu thun haben."

"Ich begreife nicht, warum Sie sich so aufregen," sagte Hechler, anscheinend verwundert. "Jetzt ist's übrigens dazu zu spät. Das Blatt ist bereits gedruckt. Da muß ich Sie gestern falsch verstanden haben. Uebrigens, was liegt daran?" fuhr er mit einem lauernden Blicke fort. "Glauben Sie nicht selbst, daß Hellmer es war, von dessen Hand der Alte erschlagen wurde?"

Mautner schwieg. Er blickte finster, fast drohend auf seinen Peiniger. "Es ist wirklich unerträglich, in meinem Zustande eine Unterhaltung führen zu müssen, und noch dazu solch eine!" rief er endlich unwillig. "Das viele Reden macht mich ganz betäubt."

(Fortsetzung folgt.)



## Probe zur Zauberposse.

(Mit Bild auf Seite 49.)

Die modernen Zauberpossen auf den großen Theatern entfalten stets einen bedeutenden Dekorationsaufwand und bringen zahlreiche Balletteinslagen. Dem eigentlichen Balletkorps wird in den meisten derartigen Ausstattungsstücken auch noch ein Kinderballet zur Seite gegeben, worin die kleinen Mädchen Elfen und Engel, die Knaben Gnommen und Zwerge verkörpern. Den Kindern macht ein solches Auftreten meist großes Vergnügen, wie unser Bild auf S. 49 zeigt, das die Probe zu einer solchen Zauberposse darstellt. Im Hintergrunde stehen vor dem Klavier die Balletmeisterin und der Regisseur, um die Probe zu leiten, deren gar manche abgehalten werden muß, bis Alles richtig „klappt“ und endlich

die „Première“ der neuen Zauberposse angelündigt werden und vor sich gehen kann.

## Das Treppenhaus im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien.

(Mit Abbildung.)

Rechts und links von dem großartigen Maria-Theresia-Denkmal am Wiener Burgring liegen die Prachtbauten der Hofmuseen: das westliche für die naturhistorischen Sammlungen, das östliche für die kunsthistorischen Sammlungen des habsburgischen Kaiserhauses. In letzterem ist gleich das Treppenhaus, von dem wir untenstehend eine Ansicht bringen, von berückelnder Schönheit. Am Podest des Treppenhauses halten Löwen Wache, die das habsburgische

Wappen stützen, und auf dem Podest selbst ist die früher im Volksgarten befindliche Canova'sche Gruppe „Theseus besiegt den Kentauren“ aufgestellt. Die Decke schmückt Munkacsy's „Apotheose der bildenden Künste“, die Lunetten enthalten zwölf Bilder Makart's und die Zwischfelder und Interkolumnien unter dem Hauptgesims einen Cyklus von 40 Bildern von Matsch und den Gebrüdern Klimt.

## Die Kinderstube eines Edlen.

(Mit Bild auf Seite 53.)

Der edelste aus der Familie der Raubvögel ist der durch Größe und Haltung imponierende Steinadler. Er horstet an unzugänglichen Felswänden im Gebirge oder auf den höchsten Bäumen. Das



Das Treppenhaus im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien. Nach einer photographischen Aufnahme von J. Löw.

Brüten besorgt das Weibchen allein, und nach fünf Wochen sind die Jungen ausgeschlüpft, die gerade so häßlich sind, wie ihre Eltern stattdich und schön. Oft sind mehrere Eier unbefruchtet gewesen, und die Nachkommenschaft besteht dann nur aus einem einzigen Sprößling, auf den sich die ganze Liebe der Eltern vereinigt. Stundenweit tragen die Alten ihm den erbeuteten Hasen zu, oder das Haselhuhn oder die jungen Reiher aus einem entfernten Horste. Mit pädagogischem Verständnis werden die Thiere vor den Augen des Kleinen zerlegt, und die besten Bissen dem allzeit hungrigen Sprößling dargeboten. Seine „Kinderstube“, die uns das Bild auf S. 53 vorführt, bietet infolge dessen ein wenig ansprechendes Bild. Finken, Spatzen und andere kleine Vögel fiedeln sich aber oft in unmittelbarer Nähe eines solchen Horstes oder gar zwischen seinem Reisig an und wohnen dort friedlich und von den Aeltern ungestört.

## Er will nicht.

Novellette von Max Schmidt-Schiemels.

1.

(Nachdr. verboten.)

In den verschwenderisch ausgestatteten Parterrezimmern des Freiherrn Axel v. Marburg herrschte angenehme Kühle. Die seit dem Morgen geschlossenen Jalousien hatten dem Eindringen der Mittagshitze erfolgreichen Widerstand geboten. Der Inhaber der eleganten Junggesellenwohnung saß in dem Halbdunkel seines Arbeitszimmers auf einer Chaiselongue, ihm gegenüber in bequemem Sessel der Graf Hasso v. Ernstthal.

Die Kleidung der Herren paßte im Grunde wenig zu der Einrichtung des Gemaches. Vor Kurzem erst waren Beide von ihrem täglichen Morgenritte zurückgekehrt und, ermattet von der

Anstrengung, hatten sie sich, bestaubt, gestieft und gespornt, bei einigen Erfrischungen und bei einer Cigarette der Erholung überlassen.

Ihre Unterhaltung stand mit der angenommenen Siesta vollkommen im Einklang; man zwang sich nicht zu einem Gespräch, quälte sich noch weniger, ein solches aufrecht zu erhalten, sondern sprach, wenn der Geist es forderte.

Das Haupt zurückgelehnt, die Beine vorgestreckt, ließ Graf Ernstthal die Blicke in behaglicher Ruhe durch das Zimmer schweifen. Während er mit seiner Reitgerte leise gegen seine hohen Reitstiefel schlug, unterbrach er eine lange Pause des Schweigens.

„Wissen Sie auch, Marburg, daß Sie mit dieser Zimmerpracht, deren sich ein Sultan nicht zu schämen brauchte, gewaltig in die Rechte der zukünftigen Baronin v. Marburg eingreifen?“





Hinderstufe eines Edlen (Steinadler im Horste). Originalzeichnung von E. v. Dombrowski. (S. 52).



Der Angeredete lächelte und hielt in seiner Beschäftigung, ein Zeitungsblatt in ein Glasrohr umzugestalten, einen Moment inne. Dann entgegnete er: „Es ist keine Aussicht vorhanden, daß es eine solche Dame sobald geben wird. Bis dahin hat es noch gute Weile, wenn überhaupt jemals der Fall eintritt, daß ich heirathe. Unterdessen mag ich nicht wie ein Diogenes leben.“

„Wie!“ rief Ernstthal verwundert. „Sagen Sie im Ernste solche keizerische Absichten?“

„In Heirathssachen hört leider aller Scherz auf,“ entgegnete Arel v. Marburg. „Ich will mir meine Freiheit so lange bewahren, als ich kann. Denn schließlich begeht man noch zeitig genug die größte Dummheit seines Lebens. Uebrigens, lieber Freund, Sie sind ja fünf Jahre älter, als ich! Gehen Sie doch mit gutem Beispiel voran.“

Hasso v. Ernstthal zog die starken Brauen bedeutsam in die Höhe. „Sie meinen, ich soll den Anfang machen? Dem stehen vorläufig zwei sehr wesentliche Hindernisse entgegen: erstens bin ich finanziell nicht so gestellt, um mir einen standesgemäßen Haushalt gründen zu können. Mein Einkommen reicht gerade hin zur Existenz in unseren Kreisen. Und zweitens, der Hauptgrund meiner Passivität: ich kenne kein Weib, das mich liebt und erwartet, meine Frau zu werden. Sie dagegen sind jung, reich, ein liebenswürdiger Freund und Gesellschafter, ohne Vorurtheile, kein Sklave Ihrer Leidenschaften, kurz geradezu geschaffen zum Ehemann.“

Marburg verneigte sich ironisch lächelnd. „Und weiter, wenn ich bitten darf,“ sagte er nach einer Pause.

„Weiter? Nun, Sie sind ein vortrefflicher Sportsman —“

Der Baron winkte abwehrend mit der Hand. „So war es nicht gemeint, lieber Graf, so gern man auch sein eigenes Lob vernimmt. Ich erwartete vielmehr der Vervollständigung halber noch die Erhärtung des zweiten Punktes. Oder fehlen Ihnen dafür die Argumente?“

Der Graf drehte verlegen seinen Schnurrbart und schwieg.

„Na, lassen wir die Komödie, lieber Freund,“ lachte Marburg. „Ich weiß ja, worauf Sie abzielen; Sie meinen doch die Geschichte mit der kleinen Baronesse Oldendorff?“

„In der That —“ stammelte der Graf überrascht. „Ich hoffe, Sie halten es nicht für Indiscretion, daß ich Sie zu einer derartigen Offenbarung veranlasse.“

„Im Gegentheil!“ wehrte der Andere höflich ab. „Ich bin Ihnen sogar sehr dankbar, begreife nur nicht, warum Sie eine an sich unbedeutende Sache mit so viel Delikatesse behandeln. Henriette Oldendorff ist ein reizendes Mädchen — wirklich sehr reizend und von einer bezaubernden Frische, aber“ — der Sprecher zuckte wie zur Entschuldigung die Achseln — „aber heirathen kann ich sie doch nicht. Ich denke nicht im Entferntesten daran, und sie auch nicht.“

„Sind Sie sicher überzeugt, daß Fräulein v. Oldendorff nicht daran denkt?“

„Ich schließe es aus der Unbefangenheit ihres Umganges. Die Frauen kenne ich genugsam, um ihre Absichten zu ergründen, weiß deshalb auch, daß Henriette in mir nur einen guten Kameraden sieht, mit dem sie gern verkehrt.“

Hasso sagte zögernd: „Sollte nicht eben diese Unbefangenheit Sie täuschen? Es ist möglich, daß Fräulein v. Oldendorff sich ihrer Herzensneigung noch gar nicht recht bewußt ist; dessen ungeachtet kann dieselbe aber schon lange vorhanden sein. Ja, ich glaube es sogar sicher, soweit ich das junge Mädchen kenne.“

Marburg zog sich einen Fauteuil neben den Sitz seines Gastes und ließ sich nieder. „Wie?

Sie meinen, daß Henriette —“ Er starrte vor sich hin, wie nachdenkend. Dann fuhr er hastig fort: „Aber habe ich dazu denn Veranlassung gegeben? Unser Verkehr war doch stets so harmlos, er ging nie über die Grenzen unschuldiger Neckereien hinaus.“

„Dies zu beurtheilen muß ich Ihnen und der Dame überlassen,“ entgegnete Graf Ernstthal, mit ernster Miene den nachdenklich gewordenen Freund betrachtend. „Ich habe vielleicht kein Recht, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, aber es ist doch besser, Sie erfahren es durch mich, der ich Ihnen näher stehe als die Anderen, daß wenigstens die Gesellschaft, der wir angehören, sich über Ihre Beziehungen zu Henriette v. Oldendorff ein ganz festes Urtheil gebildet hat —“

„Bitte, sprechen Sie weiter,“ ermunterte Marburg, als der Graf zögerte.

„Die Welt ist so leicht geneigt, schon aus unbedeutenden Aeußerlichkeiten die verwegensten Schlüsse zu ziehen. Sie werden zugeben, daß sie in einem Falle, wo unzweideutige Thatfachen reden, bald zu einer entschiedenen Annahme gelangte. So erwartet man die Verkündigung Ihrer Verlobung als nahe bevorstehend.“

Arel v. Marburg strich sich mit der Hand über die Stirne.

„Eine schöne Geschichte!“ erklärte er mit kaltem Spott.

„Die Sie indessen bei der empörenden Skandalisucht der Gesellschaft voraussehen mußten.“

„Aber Ihre Eröffnung trifft mich vollkommen unerwartet; sie überrascht mich außerordentlich — und das ist es, was mich vielleicht entschuldigen kann. Selbstverständlich lag es mir fern, zu Mißdeutungen Anlaß zu geben, besonders leid aber sollte es mir thun, wenn ich durch meine unschuldigen Aufmerksamkeiten Hoffnungen erregt hätte, die ich nicht erfüllen kann.“

„Und weshalb nicht?“

Arel zeigte dem Freunde ein sehr verwundertes Gesicht. „Weshalb nicht? Ja, liebe ich Henriette denn? Ich habe das Mädchen sehr gerne — aber lieben? — Zum Kuck! Ich will mich gar nicht verlieben und noch weniger heirathen!“

Graf Ernstthal lächelte. „Das ist also der Grund Ihres Sträubens: Sie wollen nicht. Allerdings eine sehr triftige Ursache des Widerstrebens, die indeß kaum genügen dürfte, Ihre Handlungsweise gerechtfertigt erscheinen zu lassen.“

Marburg sprang empor und durchmaß eilig das Zimmer. „Sie setzen mir arg zu, Ernstthal! Sie übertreiben. Als ob ich so weit gegangen wäre, daß sich mein Fehler nur durch eine Heirath wieder gut machen ließe! Habe ich den Ruf der Dame geschädigt?“

„Würden Sie das nicht thun, zögen Sie sich plötzlich ohne Ursache zurück?“

Der Baron lachte gereizt. „Sie meinen also, ich muß! Verwünschte Höflichkeit! Sie läßt uns die größten Dummheiten begehen. Ich habe einige Viehliebchen an Henriette verloren und ihr demgemäß einige Bouquets und Bücher geschenkt; ich bin letzten Winter mit ihr auf dem Eise gefahren; man hat mich wiederholt in der Loge ihrer Mutter gesehen; ich habe die Baronesse zu Tisch geführt und meinen Namen — allerdings oft — auf ihre Tanzkarte geschrieben. Mit Vergnügen erinnere ich mich der reizenden Stunden, die ich mit der Baronesse verplauderte und in denen wir miteinander musizierten. Wir üben auch jetzt wieder auf allerhöchsten Wunsch ein Duett ein, das bei Gelegenheit der nächsten musikalischen Hofssoirée zum Vortrag gelangen soll. Das sind die Dummheiten, die ich begangen habe, und aus denen man nun die kühnsten Schlüsse ziehen will!“

„Ja, lieber Freund,“ sagte mit feinem Lächeln

der Graf. „Ich glaube, die Welt hat diesmal so unrecht nicht. Nach Allem haben Sie sich verhalten, wie ein Mann, der — Absichten hat.“

„Nun wohl!“ erklärte Marburg heiter. „So werde ich mich in mein Schicksal fügen, das, bei Lichte besehen, gar kein so fürchterliches ist. Ich bin jederzeit ein wenig Fatalist gewesen — dem Schicksal will ich also die Entscheidung über mein künftiges Glück anheim stellen. Dieses soll entscheiden, ob die Ansicht der Gesellschaft berechtigt ist oder ob meine Freiheit mir bleiben soll.“

„Ich verstehe Sie nicht, Verehrtester.“

Marburg winkte mit der Hand Gebuld. Er ließ sich vor seinem Schreibtische nieder, ergriff die Feder und schrieb auf eine goldbrandige Karte, die an der linken oberen Ecke das freiherrliche Wappen der Marburgs zeigte, nach kurzem Nachsinnen Folgendes:

„Gnädige Frau Baronin!“

Daß ich von Ihrer gütigen Gastfreundschaft in der verfloffenen Zeit einen überaus umfassenden Gebrauch gemacht, auch anderwärts Ihre und der Baronesse Henriette Gesellschaft eifrig gesucht habe, kann Ihnen nicht entgangen sein. Sie werden auch den Beweggrund solches Begehrens errathen haben. Meine Absichten sind ernsthafte. Um Sie davon zu überzeugen und zugleich dem Drange meines Herzens nachgebend, bitte ich Sie um die Hand Ihrer Tochter.

Entscheiden Sie durch eine Erwiderung das Schicksal Ihres

Arel v. Marburg.“

Bevor der Schreiber die Karte in einen Umschlag steckte, reichte er sie seinem Freunde. Während dieser sie las, nahm Arel eine zweite Karte und schrieb darauf:

„Gnädige Frau Baronin!“

Da Sie und die verehrte Baronesse mir bei unserem letzten Zusammentreffen bezüglich der für heute angesetzten Duettprobe eine bindende Zusage nicht geben konnten, erlaube ich mir anzufragen, ob ich zur gewohnten Stunde aufwarten darf.

Seine tiefste Verehrung legt den Damen zu Füßen

Arel v. Marburg.“

Auch den zweiten Brief reichte er dem Grafen zum Durchlesen. Alsdann versah er jedes Schreiben mit einem Umschlag und gab beiden die gleichlautende Adresse: Ihrer Hochwohlgeboren der Frau Baronin v. Oldendorff.

„Verstehen Sie mich jetzt, werther Graf?“ fragte Arel, indem er sich erhob und die Tischglocke in Thätigkeit setzte. „Das Weitere ist Sache des Schicksals.“

Ernstthal bewahrte ein anscheinend mißbilligendes Schweigen.

Der Kammerdiener war eingetreten.

„Zünde einen Kaminleuchter an, Franz,“ befahl der Hausherr.

Viel zu gut geschult, um seine Verwundung bemerken zu lassen, vollführte der Bediente den Befehl.

„So! Nun befördere schleunigst den Brief, der auf meinem Schreibtische liegt, an seine Adresse.“

Verblüfft starrte Franz auf die beiden Briefe. „Verzeihen der Herr Baron, es liegen zwei Briefe hier mit gleichen Adressen. Welchen soll ich —?“

„Welchen Du willst! Also wähle einen davon, zünde ihn an der Flamme an und wirf ihn in den Kamin. Den andern bringe an seine Adresse.“

Franz that, wie ihm geheßen. Der Baron, welcher, weit entfernt von seinem Schreibtische, am Kamin Posto gefaßt hatte, beobachtete mit einer nachdenklichen Miene die Windungen des verglühenden Papiers.

Eine halbe Stunde später hielt Marburg die Antwort der Frau v. Oldendorff in den



Händen. Dieselbe bestand nur in den auf eine Bittentarte geschriebenen Worten: „Wir sehen Ihrem Besuche entgegen.“

Axel befand sich allein. Sein Gast hatte ihn verlassen. Mit dem Ausdruck innerer Unruhe starrte der junge Mann auf die wenigen Worte, als wolle er aus ihnen sein Geschick erforschen.

„Wir sehen Ihrem Besuche entgegen.“ — Was soll das heißen? — sagte er mehr ärgerlich, als nachdenklich. „Welchen Brief haben die Damen nun eigentlich empfangen? Ihre Antwort paßte auf beide — ein Umstand, der freilich nicht vorausszusehen war.“

Er durchschritt einige Male rasch das Zimmer. Vor dem Schreibtische blieb er stehen und sah wiederum auf die Karte der Baronin.

„Mir scheint, mein Heirathsantrag ist ihnen zugegangen,“ meinte er, den Kopf neigend. „Das ist doch die nächstliegende Deutung ihrer Antwort. Sie wünschten einfach meinen Besuch; diese Aufforderung genügt zur vorläufigen Erklärung und würde jeden Heirathskandidaten beglücken.“

Axel zerrte nervös an den Enden seines Schnurrbartes.

„Dann aber,“ fuhr er fort, „wenn ich mir's recht überlege, kann die Erwiderung ebenso gut auch meiner Anfrage wegen des Duett'es gelten.“

Unmuthig runzelte er die Stirn. Da plötzlich hellten sich seine Züge auf. Er trat eilig an den Kamin und durchstieß in Ermangelung eines passenderen Geräthes mit der Reitzgerte die verkohlten Papierreste. Das Feuer hatte jedoch den geopferten Brief bis auf einige Papiercken vollständig verzehrt. Und diese boten nicht den geringsten Anhalt.

Enttäuscht wandte sich der gründliche Forscher ab. „Da bin ich in eine schöne Klemme gerathen! Wie soll ich den Damen entgegen treten? Hoffentlich erleichtern sie es mir durch die Art ihres Entgegenkommens, den Stand der Dinge zu ergründen, damit ich demgemäß mein Verhalten einrichten kann. Im Uebrigen muß ich mich auf mein Glück verlassen.“ Er seufzte leise. „Aber das sind die Folgen meines Leichtsinns! Die gerechte Strafe für meine That, die sich durch nichts beschönigen läßt. Ich kann nicht leugnen, daß ich ein Spiel mit dem Schicksal trieb, und — was schlimmer ist! — nicht mit dem meinigen allein. Eine Sache, welche ernster Erwägung bedarf, überließ ich dem Zufall, wie ein thörichte Spieler!“

Er trat an's Fenster und riß die Jalousie mit kräftigem Rucke empor, so daß heller Sonnenschein in den Raum fluthete.

„Das klausnerische Duster bringt auf grübelnde Gedanken und plebejische Griesgrämerei. Fort mit den pedantischen Einwendungen! Die Ehe ist doch nichts Anderes, als ein Glücksspiel — und zwar ein solches mit verteuft ungünstigen Aussichten. Da Niemand seinem Geschick entgeht, ist es Thorheit, sich darüber Gedanken zu machen. Der gewissenhaft Wägende fällt schließlich ebenso tüchtig hinein, wie der leichtsinnig Wägende.“

Axel öffnete auch die Jalousie des zweiten Fensters und dann die hohen Fensterflügel. Im vollen Lichte der Morgensonne blieb er stehen und ließ die Augen wohlgefällig über die öffentlichen Gartenanlagen schweifen, die sich jenseits der Straße weithin ausbreiteten. Auf einer Promenadenbank im Schatten einer Akazie saß eine Dame, die das Spiel ihres Knaben überwachte, während eine Bonne in dem Kostüm einer Holländerin ein weißgekleidetes Mädchen auf dem Arme wiegte.

Baron Marburg betrachtete eine lange Weile die liebliche Gruppe. Als er sich abwandte, offenbarte sich in den strengen Zügen seines hageren Gesicht's ein bei ihm ungewohnter Ausdruck von Weichheit und Milde.

2.

In den Spätnachmittagsstunden begab sich Baron Marburg zu Fuß nach der Wohnung der Frau v. Oldendorff. Die Baronin, seit Jahren verwittwet, bewohnte eine Villa der Vorstadt. Man mußte einen ziemlich großen Vorgarten durchschreiten, bevor man zu dem im Grünen versteckten Hause gelangte.

Auf dem breiten Kieswege kam dem Eintretenden in stürmischer Eile ein Herr entgegen. Es machte fast den Eindruck, als fliehe der elegante Fremdling.

Axel blieb überrascht stehen, doch der Andere eilte mit flüchtigem Gruße vorüber.

„Paulsen!“ sagte Marburg, die Stirn runzelnd und dem Enteilenden nachsehend. „Was will der bei Henriette? Hat er etwa einen Antrag gemacht? Mit welchem Erfolge, läßt seine Flucht vermuthen: sie hat ihm einen Korb ertheilt. Glaubte der Bursche mit seinen Millionen die Liebe dieses Mädchens erhandeln zu können? Ich habe wohl bemerkt, daß er die Nähe der Baronesse zu suchen liebte — in seinen Schleichen indeß nie nebensüßlerische Absichten erblickt. Und jetzt?“

Marburg's Augen funkelten. Dann lachte er spöttisch über sich selbst. Welches Recht hatte er, sich als Nebenbuhler des reichen Bankiers Paulsen zu betrachten, er, der seine Absichten auf Henriettens Hand noch wenige Stunden zuvor ernstlich in Abrede gestellt hatte? Nach seiner eigenen Aussage hatte er nur spielen und tändeln wollen, wo ein Anderer mit heiligem Ernste warb.

„Sie hat ihn abgewiesen,“ dachte er, während er langsam die Stufen zur Terrasse emporstieg. „Warum wohl? Weil sie — mich liebt?“ Röthe trat auf seine Stirn und seine Augen leuchteten.

Im Gartensaale empfing ihn die Baronin mit einem würdevollen Ernste, den er sonst an ihr nicht kannte. Das ganze Wesen der feingebildeten Dame offenbarte eine gewisse freundliche Förmlichkeit. Axel sekte ihre Zurückhaltung auf Rechnung des feierlichen Augenblickes. Nach dem seltsamen Zusammentreffen mit Paulsen war er mehr denn je überzeugt, zu welchem Ende man seinen Besuch erwartete.

Er nahm den angebotenen Platz, der Dame des Hauses gegenüber, an. Sein Herz klopfte rascher als gewöhnlich, und seine Finger trieben ein nervöses Spiel. Kaum hörte er, was Frau v. Oldendorff sprach.

„Sie haben meinen Brief erhalten?“ begann Marburg endlich, bemüht, eine Unsicherheit der Stimme zu unterdrücken. „Sie kennen also die Veranlassung meines Besuches.“

Frau v. Oldendorff neigte zustimmend den feinen Kopf. Auf ihren noch immer hübschen Zügen lag ein schwacher Schein der Verwunderung.

Der Besucher fuhr fort — zögernd: „Ich danke Ihnen für Ihre Antwort; sie macht mich sehr glücklich. Zeigt sie mir doch, daß Sie meinen heißen Wünschen nichts entgegenstellen wollen und Ihre Einwilligung geben.“

„Gewiß gebe ich meine Einwilligung,“ entgegnete laut im Konversationstone die Hausherrin, während sie ihr Gegenüber mit einem raschen Blick des Befremdens streifte. „Was sollte mich auch zur Vorenthaltung derselben veranlassen? Sie, Herr Baron — und Henriette werden ein ganz hübsches Duett geben,“ meinte sie lächelnd.

Jetzt lächelte auch der junge Mann. „Gnädige Frau belieben zu scherzen,“ sagte er leichtert.

„Durchaus nicht! Ich bin überzeugt — aber ich begreife nicht, wo Henriette bleibt. Sie weiß doch —“

Die Baronin erhob sich und ging nach der Thüre. Axel folgte ihr rasch.

„Verzeihung, Frau Baronin. Ich glaube, es ist besser, wenn Henriette uns noch nicht — Meines Erachtens gibt es noch einige sachliche Fragen zu erledigen, die zwar untergeordneter Bedeutung sind, indessen — ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen —“

„Das ist Henriettens Sache,“ unterbrach ihn lächelnd die Baronin. „Das machen Sie nur mit ihr aus.“

„Es ist doch wohl ein wenig auch Ihre Sache, gnädige Frau,“ beharrte Marburg. „So wissen Sie denn, daß mein Einkommen für ein standesgemäßes Familienleben bei Weitem ausreicht. Wir können uns sogar ohne Einschränkung dann und wann einen besonderen Luxus erlauben.“

„Ich verstehe nicht —“ flüsterte in grenzenlosem Staunen Frau v. Oldendorff.

Da trat Henriette ein, ganz in Weiß gekleidet. Der Baron schritt auf die junge Dame zu, erfaßte ihre dargebotene Hand und behielt sie nach einem ritterlichen Kusse in der seinen.

„Ich habe bereits mit Ihrer Frau Mutter gesprochen, Baronesse Henriette. Nachdem ich vor deren Augen Gnade gefunden, überläßt sie den endgiltigen Entscheid Ihnen. So komme ich denn, um von Ihnen meinen Urtheilspruch zu empfangen.“

Die junge Baronesse war blutroth geworden. Hastig entzog sie dem Gaste ihre Hand und wich verwirrt einige Schritte zurück.

Axel erblaßte. Erstaunt und unsicher fuhr er fort: „Es scheint, daß meine Worte Ihnen mißfallen haben. Nach dem, was geschehen, durfte ich dies nicht erwarten —“

Die Baronin trat dazwischen. Ernst und kalt erklärte sie: „Sie sehen uns erstaunt. Wie sollen wir Ihr Beginnen deuten?“ Dann, wie sich befinnend: „Hier muß ein Mißverständnis obwalten.“

Marburg sah die erzürnten Augen der Mutter.

„Ein Mißverständnis?“ fragte er tonlos und betreten. „Sie erhielten doch meinen Brief? Haben Sie ihn nicht gelesen?“

„Ihren Brief? Ja! Was soll er erklären?“ Der junge Mann taumelte zurück. „Sollte ich —?“ dachte er. „O, ich Thor!“

Er sah, wie Henriette sich auf eine Ottomane fallen ließ und ihr Gesicht in den Händen barg.

„Hier ist dieser Brief.“ Die Baronin nahm von der Tischschale sein Billet. „Er enthält die Anfrage wegen der Duettprobe.“

„Ah! — Ah!“

Vor Axel's Augen begann sich das Zimmer zu drehen. Er lehnte sich gegen einen Sessel. Sein Athem ging schwer.

„Den erhielten Sie?“ stammelte er, mit der Hand über die Stirn streichend. „Und nicht den anderen?“

„Welchen anderen?“

„Ich schrieb zwei Briefe,“ begann er zögernd und einsehend, daß es für ihn kein Rückwärts mehr gab. „Das heißt, ich schrieb noch einen anderen Brief. Es muß in der That ein Mißverständnis vorliegen. In diesem zweiten Briefe bat ich — um die Hand Ihrer Tochter.“

Die Baronin räusperte sich. „Das ist allerdings etwas Anderes. Ich erhielt indessen nur dieses Billet.“

Marburg schaute nach Henriette. Sie verdeckte noch immer ihr Antlitz. Ob sie hörte, was er sprach? Er hielt sich für unsterblich blamirt.

„Und ich lebte in dem Glauben, Sie wüßten um meinen Antrag. Das erklärt mein Verhalten. Verzeihen Sie mir.“

Jetzt richtete die Baronesse sich empor und sah mit einem scheuen, fragenden Blicke nach dem Besucher. Dieser Blick ermutigte den Verbundenen, nochmals zu werben.



„Ob Sie nun diesen fraglichen Brief erhalten haben oder nicht — das ändert schließlich nichts. Sein Inhalt bleibt darum doch für Sie bestimmt. Ich erwarte auch auf die zweite Anfrage eine Antwort von Ihnen zu empfangen. Mein Antrag wird Sie nicht sonderlich überraschen. Ich liebe Henriette, und so bitte ich Sie denn um deren Hand.“

Arrel sagte das Alles mit einer gewissen ruhigen Dreistigkeit, als sei er seiner Sache vollkommen sicher.

Er durfte es auch sein, denn Frau v. Oldendorff erwiderte ihm: „Ich gebe zu, Ihre Worte überraschen mich nicht. Daß Sie, Herr Baron, mir als Schwiegersohn willkommen sind, bedarf keiner besonderen Versicherung. Und da Sie mir bereits über gewisse sachliche Fragen er-

schöpfende Auskunft erteilt haben,“ fuhr sie mit feinem Lächeln fort, „kann ich Sie abermals nur an meine Tochter verweisen, deren Sache das Uebrige ist.“

Damit stand sie auf. Sie hörte noch Marburg's geflüsterte Dankesworte — dann war sie aus dem Zimmer verschwunden.

Was Henriette zu dem an sie Gewiesenen gesagt, wissen die Beiden nur allein. Thatsache ist, daß jenes Duett nie zum Vortrage gelangt ist, da die jungen Leute in der Folge zum Proben keine Zeit mehr fanden.

### Manngfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Bitte, nochmals zu pfeifen! — Im Jahre 1790 wurde von dem bekannten Schriftsteller Demoustier

in Paris ein Drama „Die drei Söhne“ aufgeführt, welches durchfiel. Demoustier wohnte in einer Loge der Vorstellung bei. Ein junger Logennachbar rief fortwährend: „Wie dumm; wie läppisch! Sätte ich doch einen hohlen Schlüssel, wie wollte ich pfeifen!“

„Damit kann ich dienen, mein Herr,“ meinte Demoustier lächelnd. „Hier ist ein hohler Schlüssel!“

Der junge Mann nahm den Schlüssel und benutzte ihn eifrig. Als das Stück zu Ende war, trat ein Freund des Verfassers in die Loge und rief: „Es thut mir recht leid, mein lieber Demoustier, Ihr Werk so ungünstig aufgenommen zu sehen!“

Der Schlüsselvirtuose horchte beschämt auf und bat dann Demoustier um Verzeihung. Dieser schüttelte ihm freundlich die Hand und erwiderte: „Hat nichts zu bedeuten. Erzeigen Sie mir die Ehre, morgen bei mir zu speisen!“

Der Herr sagte zu und erschien am anderen Tage pünktlich. Jetzt stellte sich heraus, daß auch er ein

## Humoristisches.



Unangenehme Situation.

(Große Soirée. In einem Nebenzimmer sitzt ein Herr ganz allein. Von ihm unbemerkt tritt die Dame des Hauses ein und klopf ihm auf die Schulter): „Weshalb halten Sie sich denn noch die Ohren zu, ich habe ja schon längst zu Ende geungen.“



Glück.

Da er (dem ein Dachziegel so auf den Kopf gefallen ist, daß er blutet): „Jenes das Glück! Wie leicht konnte das Ding in das Körble fallen.“

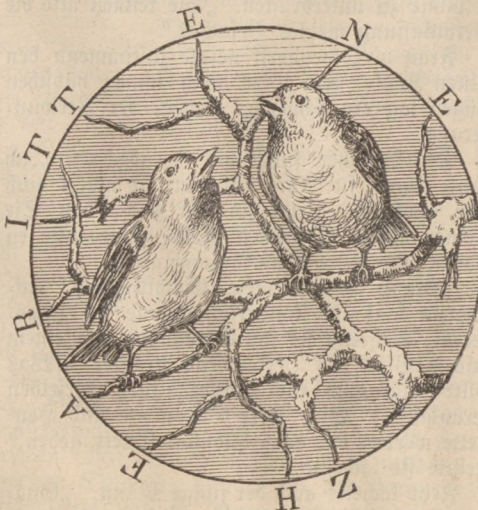
Theaterdichter war. Er brachte sogar ein Manuskript mit und bat, es Demoustier vorlesen zu dürfen. Sie wurde erteilt, und der Herr Kollege las sein Opus vor. Als er damit zu Ende war, reichte ihm Demoustier lachend den Schlüssel und meinte: „Bitte, wollen Sie freundlichst nochmals pfeifen!“ [C. K.]

**Nun ist das Leben, lang ist die Kunst.** — Als der große Meister Tizian 1576 am 27. August starb, hatte er ein arbeitsvolles Leben von 99 Jahren hinter sich. Werke hatte er geschaffen, die noch die Bewunderung der heutigen verwöhnten Welt erwecken, Werke, die seinen Namen für ewige Zeiten unsterblich machen. Und was soll er auf seinem Sterbebette gesagt haben? „Nun, da ich endlich gelernt habe, ein Auge zu malen, muß ich abscheiden!“ [D.]

**Treffende Antwort.** — Ein französischer General, der unter Napoleon Bonaparte gedient hatte, nahm sich einmal heraus, dem hochverdienten Schweizergeneral Nikolaus Franz Baron v. Bachmann-Andertex (geb. am 27. März 1740 zu Näfels im Kanton Glarus), welcher alle Stürme der französischen Revolution durchgemacht und hernach gegen die Franzosen gekämpft, zu sagen: „Wissen Sie wohl? Wir, wir schlagen uns um der Ehre willen, ihr Schweizer aber schläget euch für's Geld!“

„Ganz richtig,“ erwiderte Bachmann ruhig, „Jedes von uns schlägt sich eben um das, was ihm fehlt!“ [— d.]

### Buchstaben-Räthsel: „Er und Sie.“



Auflösung folgt in Nr. 8.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 6:

Wo Glück aufgeht, da geht Demuth unter.

### Ergänzungs-Räthsel.

Aus den Silben na, se, pa, ni, ran, zi, mi, ja, li, va, mi, o, li, di, ba sind ebensoviele dreißigbüge Wörter dadurch zu bilden, daß Anfangs- und Endsilbe ergänzt werden. Die Endsilben des vorangegangenen Wortes bilden immer den Anfang des folgenden. Mit der Endsilbe des letzten Wortes beginnt das erste, so daß eine geschlossene Kette entsteht. — Die einzelnen Wörter sind: 1. und 2. weibliche Namen aus der griechischen Sage, 3. eine Stadt auf Sicilien, 4. eine bekannte Stadt des Alterthums, 5. eine Halle, 6. ein Prophet, 7. eine Stadt an der Goldküste, 8. eine Nymphe, 9. eine aus der Bibel bekannte Verrätherin, 10. ein deutscher Dichter, 11. eine italienische Stadt am Meere, 12. ein aus der griechischen Sage bekannter Frauennamen, 13. ein byzantinischer Feldherr, 14. ein Fisch, 15. ein Staat der Union. — Die letzte Silbe dieses 15. Wortes hat zugleich die erste Silbe des 1. Wortes zu bilden. [G. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 8.

### Charade. (Dreißigbüge.)

Hast von der Dritten du ein gut' Revier,  
Heg's ein und mach's zur Erst' und Zweiten dir,  
Und willst die Dritte, recht lang zu leben, du dich lehren,  
Mußt unter Andern du auch auf das Ganze hören.

Auflösung folgt in Nr. 8. [Adolf Nagel.]

Auflösungen von Nr. 6: des Logogriffs: Märchen, Pärde, Verthe; des Homonym's: Die Nehe (Nebenfluß der Oder).

### Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung  
(M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.